Werk

Titel: Jahresbericht 1987 der Staatlichen Museen Preussischer Kulturbesitz Berlin

Ort: Berlin

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523141513_0029-0030|log17

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Hamlet, die Tragödie des Menschengeistes.

Von

Ernst Traumann.

So mußt Du sein,
Dir kannst Du nicht entfliehen.
Goethe (Dämon).

Auf dem Höhepunkte seines Fühlens und Schaffens besinnt sich der Genius auf sich selbst, und er erkennt zugleich mit seinem göttlichen Wesen sein Leiden in dieser Welt. Da erblickt er sich mit ehernen Banden an die Erde geschmiedet; mit stets erneuter Gier frißt der Geier der Leidenschaft an seinem unverwüstlichen Herzen, indeß sein Feuergeist unbezwingbar in die Ferne schweift — bis ihn, den ewig Vorbedachten, der Thatenmensch, der Held des Augenblicks, erlöst. Oder ihn begleitet ein Dämon, frech und kalt, und er irrt als unbehauster Flüchtling taumelnd von Begierde zu Genuß und doch dabei verschmachtend über die weite Erde, bis seine Seele Ruhe findet im Angesicht und Augenblick ihrer ersten und letzten That. Und noch ein Bild: den hochfliegenden Menschengeist, der nur mit sich und seinem eigenen Weltbilde beschäftigt, jedem irdischen Ziele schon abgewandt ist, zwingt das Schicksal, in der Gestalt des ermordeten Erzeugers sich an sein Herz drängend, zur Welt der Wirklichkeit darnieder und fordert von ihm selbst die rächende und befreiende That eines Herakles.

Prometheus, Faust und Hamlet. Was die Mythe des Griechenvolkes in ein einziges Bild geprägt, das kleidet der deutsche Dichter in das Gewand des Dramas. Aber dem innersten Zuge seiner epischen Natur folgend, vermochte er dem Gedichte diese Form nur zu leihen.

Ueberall entstrebte dem knappen Wesen des Dramas die Fülle der Gesichte, die der Dichter hier bannen wollte, und so steht Faust als Zuschauer bloß am Flusse der Zeit und sieht deren Wandelbilder bunt und flüchtig an sich vorübergleiten, um sich zuletzt über all' das Geschaute als reiner Geist in höhere Regionen zu erheben. Anders Shakespeare. Mit der unerbittlichen Gewalt des echten Tragikers wirft er seinen Helden mitten in den Strom des Lebens, läßt ihn eine Weile verzweifelt dagegen ankämpfen, bis er, das ganze Geschlecht seiner Widersacher mit sich hinabziehend, in den Wellen versinkt. Nicht der verzehrende Erkenntnißtrieb führt Hamlet über die Welt der kleinen Menschen hinaus — aus dem Drange persönlichster Erlebnisse erwächst sein ungeheures Leiden. Kein Uebermensch wie Faust, der vom Himmel die schönsten Sterne und von der Erde jede höchste Lust fordert — aber Einer, der, um sein innerstes Erdenglück betrogen, sich allein auf sich selbst stellt, dem Schicksal trotzt und lieber untergeht, als Göttern und Menschen das Opfer seines Eigensten, seines selbstherrlichen Geistes, darzubringen.

Im tiefsten Sinne ist Hamlet eine Schicksalstragödie. In ein Labyrinth ohne Ausweg verirrt sich der, der in ihr einen Streit zu erblicken vermeint, der zwischen dem leidenschaftlichen Willen und der Erkenntniß des Helden tobe. So liegt die Frage hier nicht. Einem unausweichlichen Sollen, wie Göthe es für die Tragödie der Alten in Anspruch nimmt, stellt Hamlet sein ganzes, letztes Sein, wie er es aus dem Schiffbruche des Lebens gerettet hat, gegenüber, wenn auch einem Sollen, das der moderne Dichter nicht von außen her, aus starrer Götter- oder Menschensatzung, sondern aus des Helden tiefster Seele holt. In dieser Eigenart des Problems steht Hamlet selbst unter den Tragödien Shakespeare's allein. In der Gestalt eines Brutus, Othello, Macbeth, Lear kämpft der bestimmt geartete Charakter, sei es als Staatsmann, Gatte, Vasall oder Fürst gegen den Menschen. «Die Person von der Seite des Charakters betrachtet, soll; sie ist beschränkt, zu einem Besonderen bestimmt; als Mensch aber will sie. Sie ist unbegrenzt und fordert das Allgemeine». Diese Maxime, die Goethe auch für den Hamlet in Anspruch nimmt, trifft auf ihn nicht zu. Hamlet's freiem Menschenthum ist jene Theilung fremd; das Schicksal erst ist es, das sie ihm aufzwingen will und sein Kampf gegen dieses Ansinnen ist sein tragisches Leiden.

Es wäre müßig, dem Gedanken nachzuhängen, den Bernhard ten Brink anregt, «welche Erfahrungen aus Shakespeare's Vergangenheit und aus der Gegenwart die Stimmung, aus der Hamlet

geboren wurde, begründeten, welche Momente den Dichter veranlaßten, hier um so viel tiefer in die Abgründe seiner eigenen Seele hinabzusteigen, als er es je zuvor gethan». Wie und wann erlebte Goethe seinen Faust? Stets ist eine solche Dichtung die Frucht eines Menschenlebens; dem Künstler selber unbewußt reift sie heran, bis sie, an's Licht des Tages getreten und geformt, ihren Schöpfer anblickt und dem Erstaunten zuruft: Das bist Du! Auch der Vergleich mit der äußeren Quelle, aus der Shakespeare geschöpft, sagt dem, der die Lösung des Hamleträthsels sucht, nichts weiter, als daß der Dichter aus einem rohen Mythus eine Tragödie des Menschen geschaffen und aus dem Hamlet der Sage mit seinen thierischen Instinkten einen tiefsinnigen, feinfühlenden Helden, der mit jenem nichts mehr gemein hat als den Namen und den einen Zug der Verstellung, den Shakespeare, seiner Gewohnheit folgend, einem mit der Amlethfabel vertrauten Publikum nicht vorenthielt, aber als durchaus tragisches Mittel verwerthete. Ein helles Licht aber fällt auf die geheimnißvollen Kräfte, die bei der Entstehung dieser Dichtung gewaltet, wenn wir uns vergegenwärtigen, an welcher Stelle Shakespeare's Hamlet in der Reihe seiner übrigen Dramen auftaucht. Als der Dichter diese Tragödie entwarf, hatte er sich soeben vom Julius Caesar befreit. Es war ein Problem, das ihm, wie zuvor die englischen Königsdramen, eine geschichtliche Quelle in nahezu allen Einzelheiten der Handlung, bis auf die kleinsten Züge der Gestalten entgegengebracht hatte. In seiner Seele lebte noch das Bild jenes «ernsthaften und sanften» Helden Plutarch's, der wie kein Anderer seinem Hamlet gleicht, ja, der sein Vater sein könnte: Brutus. Eine tiefe Erkenntniß war dem Dichter aufgegangen, seit er die große Epopöe seiner Historien geschrieben. Nicht mehr in der großen Welt, der äußeren, lauert das tragische Schicksal kampfbereit auf den Irdischen, nein, in des Menschen eigener Brust liegen die finsteren Mächte verborgen. Auf die unbefangenen, ungebrochenen Helden einer reisigen, feudalen Zeit, die nur mit äußeren, sichtbaren Gegnern streiten, folgt ein neues Geschlecht, der moderne Mensch mit seinem zerklüfteten Herzen. Das Gewissen wird zur richtenden und rächenden Gewalt dieser Welt. In Heinrich IV. erhebt es leise sein Haupt. Im dritten Richard steht es als die Nemesis plötzlich, fast unvermittelt am Ausgang der Tragödie. Gegen Brutus aber kämpft es schon von Anbeginn an neben anderen Gewalten, wenn auch schließlich versöhnt. Im Hamlet vollends ist es der eifersüchtige Gott, der nichts Aehnliches mehr neben sich duldet: es ist hier das

ausgesprochene Prinzip der tragischen Handlung. Noch streitet in Brutus nur Pflicht gegen Pflicht, und die Frage heißt nur: Welche ist die höhere? Wer wiegt schwerer, Freund oder Vaterland? Und Brutus, der Reife, Milde, überwindet leicht; er stirbt in edler Resignation, wenn auch der Geist seines Gegners das Feld behauptet — seine Welt blieb ihm treu.

Im Hamlet ist das Brutus-Motiv bis zum Aeußersten gesteigert. Kein Anklang mehr an eine geschichtliche Persönlichkeit, jede historische Zufälligkeit ausgeschlossen. Brutus, ohne zureichende Kenntniß der Menschen und der realen Verhältnisse, irrt nur in seiner That; Hamlet aber, der Tiefblickende, muß sich selbst verlieren, er muß schuldig und sündig werden. Auf ihm lastet auch ein schwereres Loos als auf dem Römer. In sein innerstes Leben hat das Schicksal eingegriffen. Nicht die Zukunft seines Staates und Volkes bekümmert ihn, wie Brutus, der nur in seinem politischen Ideal, nur als Mann sich getäuscht und verletzt fühlt. Nein, in seinem menschlichesten Dasein hat Hamlet der Schlag getroffen. Und darum empfindet er ihn wie eine persönliche Kränkung, die ihm die Götter angethan, und er erhebt sich wider die Natur und die ewigen Mächte. Tiefer als bei Brutus verquickt sich die einzelne That, die ihm das Schicksal als Lebenswerk aufgebürdet, bei Hamlet mit dem Sein und Denken des ganzen Menschen. Was nur vorübergehend jenen durcheinanderrüttelt, der Kampf der Wahlentscheidung, das Abwägen der Motive, jener innere Aufruhr:

> Bis zur Vollführung einer furchtbar'n That
> Vom ersten Antrieb, ist die Zwischenzeit
> Wie ein Phantom, ein grauenvoller Traum.
> Der Genius und die sterblichen Organe
> Sind dann im Rath vereint; und die Verfassung
> Des Menschen, wie ein kleines Königreich,
> Erleidet dann den Zustand der Empörung —

bei Hamlet ist dieser Streit permanent, oder vielmehr er ist ihm gar nicht mehr möglich. Unverrückbar ist das Schwergewicht seines Geistes geworden, die Welt mit ihren Werthen gewinnt keinen Raum mehr in seinem Innern, unbeweglich steht er ihr gegenüber. Sie oder er — Sein oder Nichtsein, das ist die Frage. So tritt in dieser Tragödie alles öffentliche Leben zurück hinter die tiefsten Regungen und Bekümmernisse des Menschenherzens. Staatliche Existenz, gesellschaftliches Treiben — Alles dient hier nur als Folie. Wundervoll die Inspiration Shakespeare's, den Menschen Hamlet in

unmittelbare Beziehung zu den geheimen Gewalten dieser Welt zu setzen und den Blick des Zuschauers einzig und allein auf das Innere des Helden zu richten: Er läßt das Schicksal selbst reden und sichtbar handeln!

Der Geist von Hamlet's Vater steht nicht nur am Eingange der Tragödie; er ist das bleibende Wahrzeichen sowie die bewegende Kraft des Ganzen. Nicht wie der Geist Caesar's dem Brutus, nicht wie Banquo's Geist dem Macbeth, nicht wie die Geister der Ermordeten dem düsteren Richard und dem sonnigen Richmond als einmalige Verkündung nahender Rache und Verzweiflung oder künftigen Sieges erscheinen — der Geist von Hamlet's Vater ist ein Gespenst von Fleisch und Blut. In kriegerischer Rüstung kommt es auf Helsingör's Terrasse, im Friedensgewand in's Gemach der Königin. Es lebt und dauert fort im Fegefeuer als menschliche Persönlichkeit. Noch ist es ein fühlendes Wesen, das die Königin, sein Weib, liebt und den Bruder, seinen Feind, haßt. Ihm selbst soll und kann hienieden noch geholfen werden. Wie eindringlich darum sein Ruf nach Erlösung, wie nachdrücklich sein Gebot der Rache! Mitleid ist das Gefühl, nicht Schauder, das es in Hamlet dauernd erweckt. Und damit jeder Zweifel an seiner Realität schwinde und der entsetzte Zuschauer es nicht für eine visionäre Ausgeburt von Hamlet's Melancholie halte, zeigt es sich nicht allein dem Sohne: die kleine, gläubige, treue Gemeinde der wackeren Soldaten ist es noch, der es seinen Anblick vergönnt — nicht aber der gefallenen Königin. Edel, gerecht und sittlich, wie der Name, der den alten König überlebt, ist auch das Verlangen des Geistes. Was er von Hamlet heischt, kann nur dem tiefsten Wollen, dem eigensten Gefühle des Sohnes entsprechen: Rache am verabscheuten Mörder. Keine Orestie soll sich hier wiederholen, Hamlet soll sein Herz nicht beflecken, sein Gemüth nichts gegen die Mutter ersinnen. Wiederherstellen nur soll er, wie Brutus es als seine gottgewollte Aufgabe wähnt, das Recht und alte Ordnungen. Aber deutlicher als diesem, unverkennbar, winkt Hamlet im Geist das Schicksal selbst. «Wie du es auch betreiben magst» — die Wahl und die Qual der Wege und der Mittel bleibt Hamlet überlassen, aber das Ziel wird ihm unabänderlich gezeigt.

Aehnlich der Scheidung, die Goethe vollzieht, wenn er seinen weichgemuthen Helden die schicksalsvollen Gestalten zur Seite oder gegenüber stellt, die doch nur einen Theil der Seele darstellen, der jenen fehlt — dem Clavigo den Carlos, dem Tasso den Antonio und

schließlich seinem Faust den Mephisto — nimmt Shakespeare, um das Verhängniß Hamlet's zu versinnlichen, eine Theilung vor, indem er vor Hamlet den Geist aufsteigen läßt. In seines Vaters ehrwürdiger Gestalt naht sich ihm das Gespenst. Es ist ein Theil von Hamlet selbst. Was es von ihm will, ist nichts Anderes, als was er selber wollen könnte, wollen sollte! Seine eigene Vergangenheit, mit der er in der fürchterlichen Anklage gegen Mutter und Natur gebrochen hat, sein erlöschendes Fühlen verkörpert es, und seine eigene Zukunft giebt es ihm warnend in die Hand. Nur was unbewußt in Hamlet selbst lebendig ist und seinem Leben die entscheidende Richtung giebt, stellt es den Sinnen dar. Der Geist ist in Wahrheit sein Dämon, sein Schicksal. — Und gegen ihn empört sich titanisch der Sinn Hamlet's. Wie konnte das geschehen?

Vom ersten Erscheinen des Prinzen, wo er einsam trauernd im Gepränge des Königsaales steht, bis zu jenem Augenblicke, da er sterbend dem Freunde die Rettung seines Namens an's Herz legt, tritt uns in Hamlet eine gebrochene Gestalt entgegen. Er trägt gleich den andern Helden der großen Tragödien Shakespeare's von Anbeginn an den hippokratischen Zug im Antlitz. Wie im majestätischen Lear, da er sich in wahnwitzig überquellender Königslaune seiner Macht und seiner Pflicht begiebt, hat sich schon grauenhaft auch in ihm ein Schicksal vollzogen, das sich gänzlich nur erfüllen, das er nur noch auskosten muß. Den seelengesunden Hamlet erblicken wir nicht mehr; aber jedes Wort aus seinem oder seiner Getreuen Munde erinnert uns an den, der er einst war, und malt uns sein edles Bild. Denn es ist eines der still wirkenden Geheimnisse dieser Tragödie, daß es wie schmerzliche Entsagung über ihrem Helden liegt, und daß wir immer wieder der Vergangenheit vorwerfen müssen: «O, welch' ein edler Geist ist hier zerstört!» und der Zukunft die Versicherung ertheilen:

> er hätte,
> Wär' er zum Thron gelangt, unfehlbar sich
> Höchst königlich bewährt!

Schon Goethe hat über den Schein der Zufälligkeiten und des äußerlichen Beiwerkes hinweg tief in das reine und sittliche Wesen Hamlet's hineingeblickt. Aber das eigenste Gepräge dieser Erscheinung zeigte er uns nicht, da er, stimmungsvoll in der sentimentalischen Betrachtungsweise seines Wilhelm Meister malend, nur ihre Gemüthsseite anblickte. Gewiß schlug einst in Hamlet's Brust ein leidenschaftlich glühendes Herz, und hierin wurzelt tief jene Pietät gegen

seine Erzeuger, die anfänglich selbst der schwachen Mutter noch «gerne gehorcht», um sich späterhin in so lodernden Flammen zu verzehren und jene Menschenliebe, die sich in dem berühmten Monologe noch einmal so überzeugend, weil so spontan, hervordrängt:

> Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel,
> Des Mächt'gen Druck, der Stolzen Mißhandlungen,
> Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
> Den Uebermuth der Aemter und die Schmach,
> Die Unwerth schweigendem Verdienst erweist!

Aber schon allein die befremdende Beobachtung, daß diese Gefühle, wenn auch unter dem Eishauche furchtbarer Enttäuschungen, doch so jäh erlöschen, muß uns lehren, daß das Bezeichnende, Wesentliche dieser Natur anderswo liegt: der Geist ist Hamlet's Element. In dem, was der Dichter *conscience* nennt, liegt seines Helden Heil und Unheil beschlossen. Es ist jene Selbstbesinnung und Gewissenhaftigkeit, die von sich selber sagen darf: «Mir gilt kein scheint». Auch da, wo sich Hamlet's Blick nach außen richtet und, stets scharf und untrüglich, durch jede Schale hindurch den innersten Kern der Menschen erfaßt, ist dies Erkennen rein intuitiver Art. So spricht Gottfried Keller einmal von dem Hamletartigen des Auftrittes, wo Jesus in der Scene mit der Ehebrecherin Worte für sich hin in den Sand schreibt.

Ein Wesen rein menschlicher Art wollte Shakespeare in Hamlet zeigen. Das erhellt schon aus dessen einziger Lage. Hamlet ist in keiner Weise durch politische und sociale Aufgaben und Schranken bestimmt. Seine hohe Geburt allerdings weist ihm eine fest umgrenzte Sphäre zu; aber in freiem, kühnem Menschenthum setzt er sich über sie hinaus und wählt sich Ophelia zur Braut, Horatio, der «keine Rente hat, als seinen muntern Geist» zum Freund. Die Hoffnungen, die er als Kronprinz — auch in dem Wahlreiche nicht allzu sicher — hegen durfte, bilden erst in seinem Verfall ein bestimmendes Motiv für ihn, er erwähnt ihrer erst in seinen letzten Stunden. Wollen und Denken fließt in dieser Lage bei ihm in Eins zusammen, ja der Wille schweigt gänzlich vor der Betrachtung und verneint sich. Die Beziehungen der Dinge zu einander lösen sich für ihn. In hochgesteigertem Innenleben bildet sich sein Blick für das Wesentliche, seine Vorliebe für die Beschäftigung mit den letzten Dingen und seine tiefe Neigung zur Welt der Kunst, die ihm den reinen, maßvollen Spiegel der Zeit, der in ihr wohnenden heil- und

unheilvollen Kräfte bedeutet. In all' diesem berührt er sich nahe mit jenen schöpferischen Geistern, die ihr Dasein aus der Hand des Schicksals empfangen und sich in unmittelbarer Fühlung mit ihrem Genius wissen. So überrascht uns in dieser Tragödie das Hereinragen des Uebersinnlichen nicht und wir finden Hamlet's Berührung mit dem Geiste nicht unnatürlich. Ist es uns doch bei jedem seiner tiefen Gedanken zu Muthe, als ob auf dieser ahnungsvollen, zart besaiteten Seele die Hand des Weltgeistes spielte.

Diesen genialen Hamlet zeigt uns die Tragödie nur in seinem Niedergange. Das Leiden dieses Geistes ist ihr Inhalt. Eine furchtbare Gefahr birgt stets eine Veranlagung, wie sie Hamlet zu Theil ward, wenn sie sich nicht mit der Welt der Wirklichkeit in's Gleichgewicht setzt oder sie in eigenem Schaffen überwindet: im bloßen Beschauen betont sich der Geist ohne Maß und Ziel und läßt die Seelenkraft verkümmern, die ihn selbst erhält und mit dem All verbindet. Schwieriger als bei irgend einem anderen Helden Shakespeare's ist es, in Hamlet's Wesen und Werden den Punkt aufzufinden, wo seine Schuld beginnt. Der große Britte selbst betrachtet seine Menschen von einem Standpunkte aus, der jenseits von Gut und Böse liegt. Seine Helden leiden an etwas, das ihnen die Welt ursprünglich zur Tugend anrechnet, sie freveln durch etwas, das an sich gut ist und nur durch ein Uebermaß böse wird. Die vertrauende Natur Othello's schlägt in ihr Gegentheil um, Macbeth's mannhafter Ehrgeiz artet in Verbrechen aus, ja selbst in Lear ist ein hoher Herrschersinn nur die Kehrseite seiner späteren Selbstvergessenheit. Wohl läßt es der Dichter außer aller Frage, daß dem Menschen die Vernunft als Mittel gegeben ist, seine Leidenschaft zu erkennen und zu bewältigen; aber so groß und elementar ist diese Gewalt in seinen Helden, daß wir immer wieder den unglückseligen Sternen die größere Hälfte ihrer Schuld zuwälzen. Hamlet vollends begehrt nichts von der Welt, wie jene Menschen der Gefühlsleidenschaft, und mit dem Streit zwischen Willen und Vernunft schwindet für ihn auch das Bewußtsein eines Unrechtes. Wenn er in seinen Selbstanklagen etwas wie Schuld fühlt und diese gerade im Mangel jeglicher Leidenschaft erblickt, so entzieht sich dieser Fehler seiner Natur jeder Zurechnung; aber das eigentliche Uebel vermag er selbst nicht zu erkennen. Unbewußt nur bezeichnet er es in der für ihn so bitteren Wahrheit: «An sich ist nichts weder gut noch böse; das Denken macht es erst dazu». Denn das, was er als das Prinzip dieser Scheidung erkannt hat, das Denken, ist sein eigenstes

Verhängniß. Und es ist das Urleiden unseres Geschlechts. So steht er da wie der erste Mensch, der vom Baume der Erkenntniß gegessen und den Frieden des Paradieses verloren hat. Wann sich sein Denken so verderblich in sich geneigt hat, wo «der Gran von Schlechtem» zuerst «des edlen Werthes Gehalt in seine eigene Schmach hinabzog» was «Naturmal» oder «Gewohnheit» an ihm verschuldet — wie er in einer allgemeinen Betrachtung so bedeutungsvoll vor dem Erscheinen des Geistes spricht — wie weit sein Leiden schon gediehen war, ehe wir ihn von Angesicht kennen lernen: wer vermöchte das bei einem Leiden zu sagen, das so rein- und urmenschlich ist wie das seinige?

Geweckt und gefördert wird es durch erschütternde Ereignisse, und hier liegt der greifbare, sinnenfällige Anfang der Tragödie. Einen völlig Einsamen erblicken wir sofort in der düsteren Gestalt, die abseits vom Throne steht, indeß im Königssaale eitel Glanz und Schimmer herrscht und prunkende Gestalten kommen und gehen. Einen tief tragischen Eindruck erhalten wir von Hamlet bei seinem ersten Erscheinen; denn mit den tragischesten Persönlichkeiten der Alten, mit Prometheus, Oedipus, Philoktet theilt er das grauenvolle Schicksal der Verlassenheit. Eine Kluft trennt ihn von seiner Zeit, seinem Volke, seiner Umgebung. In ein «schales» und «spitzfindiges» Jahrhundert, in eine «feiste, engebrüstige» Zeit ist er getreten. Auch Brutus ist in eine fremde Welt gekommen, die Zeiten seines republikanischen Ideals sind längst dahin; aber er findet doch Kraft genug, ihm nachzuhängen. Auch Macbeth hat sich in ein zu spätes Jahrhundert verirrt, er sehnt sich nach einem Zeitalter, wo heroischer Sinn und robuste Kraft sich ungestraft ausleben durften:

> In alten Zeiten auch ward Blut vergossen,
> Eh' Menschensatzung säuberte den Staat,
> Den friedlichen. Ja, später auch sah man
> Morde, zu gräßlich schon dem Ohre. Damals,
> Wenn das Gehirn heraus war, starb der Mann,
> Und so war's aus. Doch jetzt erstehn sie wieder
> Mit zwanzig tödtlichen Morden an den Häuptern,
> Und treiben uns von unsern Stühlen —

aber noch lockt es ihn zu seinen blutigen Zielen. Wie anders Hamlet: ihm fehlt jede tiefere Beziehung zu seiner Zeit, jede Verbindung, aus der er Halt gewinnen, jedes Interesse für sie, woraus er Leben, Nahrung oder ~~gar eine Aufgabe~~ schöpfen könnte. Er steht allein für sich, wie das lebendige Gewissen in einer heterogenen, verlogenen Welt. Die Zeit Dänemarks ist erfüllt, da Hamlet

auftritt. Nach kurz aufflackerndem Glanze, der sich an den ehrwürdigen Namen seines heldenhaften Vaters knüpft, ist der Staat in tiefe Fäulniß versunken. Die blutige That, die auf Dänemarks Throne geschehen ist und den ersten, ältesten der Flüche trägt, Mord eines Bruders, sie ist nicht der Beginn und nicht die Ursache, nein, nur ein Symptom und die Folge allgemeiner Verderbtheit. Ein unheilvoller Zustand herrscht, eine unheimliche Stimmung gährt:

> Des Wohlstands und der Ruh Geschwür,
> Das innen aufbricht, während sich von außen
> Kein Grund des Todes zeigt. —

das verrufene Volk, wankelmüthig und «verschlämmt», sofort bereit, in schmutzigen Wogenmassen den altersgeheiligten Königsthron zu überfluthen. Verbrechen, Schwäche und Lüge sind in dieser Welt der Konvention heimisch geworden. Nicht die Thatkraft und das Gewissen, sondern «Gewohnheit» und das «Alterthum» bloß sind «die Stützen und Bekräft'ger jeder Würde», jeder Autorität.

An der Spitze der König, der gemeine Verbrecher, die Verkörperung des schlechten Gewissens; — man brauchte ihn nicht erst im «Schauspiele» und nicht vor dem Betstuhle zu sehen; man braucht von diesem Gleißner nichts weiter zu hören, als die gewundene, gedrechselte Rede, die er zu Anfang im Thronsaale spricht, um sich zu sagen: Dieser Mensch ist gezeichnet! Ueberall geht er krumme Wege; er schmeichelt, wo er befehlen könnte; aus dem Hinterhalte nur wirft er seine Schlingen und für jeden seiner schändlichen Anschläge hat er seine Kreaturen bereit. Vom alten Polonius an über die «Schwämme» Rosenkranz und Güldenstern und die «Mücke» Osrick hinweg bis zum jungen Laertes stellt er sie in seine schurkischen Dienste und nützt gleich gewissenlos die Jugendfreundschaft, die Sohnes- und Vaterliebe wie die Liebe der Braut für seine Zwecke aus. Von Hamlet dem Reinen, der ihn und seine Absichten mit den Blicken eines «Cherubs» durchschaut und ihn wie die Sünde haßt, trennt ihn eine Welt.

Ihm zur Seite die gefallene Königin. Nicht schlecht, aber die Schwäche selbst — die wahre Evastochter. Ganz Nerv, ganz Sinn (*sense*) ist sie die haltlose Beute des Augenblicks, stets rührselig und anempfindend, ob es nun gilt, von Hamlet's Melancholie zu erzählen oder den Tod Opheliens zu berichten. In keinem anderen Wesen hätte der Dichter die Entartung der Zeit besser zeichnen können als in diesem verirrten Weibe, das zum jammervollen Bindegliede geworden zwischen zwei sonst so trostlos klaffenden Generationen. Gleich

erschütternd die Klage des Geistes um die ewig Verlorene wie das Verdammen des Sohnes.

Geschäftig um das Königspaar der Kämmerer Polonius. Die übliche Narrenfigur Shakespeare's, aber nicht wie in den übrigen Dramen, etwa im Lear, bloßer Zuschauer oder berichtender Chor, sondern in die Handlung organisch eingreifend. Der gemeine Menschenverstand in Person. Seine anscheinend goldenen Sprüche gegen die intuitiven Wahrheiten Hamlet's gehalten, sämmtlich aus dem Alltagsleben gezogen, wie auf der Straße gefunden. Und nur Worte, Worte, Worte! Hinter keiner Aeußerung, keinem Thun eine tiefere Ueberzeugung. Sein Haus der Sitz modischer Konvention, ganz und gar auf den Schein der Ehrbarkeit zugeschnitten. Kein sicheres Gefühl gegenseitiger Achtung und beglückenden Vertrauens. Vom Vater soeben mit guten Lehren ausgerüstet, ertheilt der Sohn der Schwester frischweg seinen grünen Rath und seine junge Weisheit und eilt nach Paris, ein lockeres Leben zu führen, das der späterhin vom Vater ausgesandte Spion, ein gewöhnlicher Lakai, erforschen muß. So steht der Alte stets mit dem lauschenden Ohre an der Wand und er stirbt in seinem jämmerlichen Berufe, da ihn der aufgebrachte Hamlet, wie eine Ratte, durch die Tapete hindurch ersticht. Die Karrikatur des würdigen Alters, ein Spott und Spiel für das junge Geschlecht, aberwitzig anstatt weise, eitel, voreilig, unnütz anstatt, wie im Tode erst, «sehr still, geheim und ernst» zu sein. Eine tiefe Symbolik liegt darin, daß es gerade der Typus des platten Verstandes ist, der sich dem genialen Hamlet so aufdringlich nähert und dessen Berührung ihm mit der Schuld das letzte Verderben bringt.

Ein Kind der neuen Zeit sein Sohn Laertes. Ihn beherrscht ganz und gar das Blut, die Leidenschaft. Wenn Hamlet im Bilde seiner Sache, in dem Schicksale, das er mit der Tödtung des Polonius heraufbeschwört, sein Gegenstück sehen konnte, so hätte er in Laertes ganzem Wesen den Gegensatz zum seinigen erblicken dürfen. Wie Laertes des Vaters Rache betreibt, sich Anhänger gewinnt, den König überfällt, wie er dann sofort zu jedem, auch dem gewissenlosesten Handstreich gegen Hamlet, den wahren Thäter, bereit ist, entschlossen sogar den Mörder — man beachte! — «in der Kirche zu erwürgen», wie er ihn im Grabe der Schwester anfällt und schließlich ihn vor den vergifteten Degen zwingt, so durch den brutalen Muth das «Gefährliche» in ihm erweckend — welch' ein

Gegensatz zu dem grübelnden Helden des Zweifels, des Gedankens, des Gewissens!

So der Hof, an den Hamlet von der Hochschule Wittenbergs, voll trüber Ahnungen über seines Vaters jähen Tod, voll bitteren Schmerzes über die rasche Heirath seiner Mutter zurückgekehrt ist. Wie ein versengender Blitz mochte wohl diese fürchterliche Kunde in das Lebensmark des jungen Stammes gefahren sein! Mit seinem Horatio stille seinen reinen Neigungen nachgehend, hatte sich schon vor dieser Wende seines Lebens anders als sonst in Menschenköpfen in diesem Kopfe die Welt gemalt. Jetzt versenkt sich sein Geist, durch kein äußeres Motiv mehr in Schwebe gehalten, lediglich seiner Schwerkraft folgend, in sich selbst. In düsteren Flammen verglüht sein Herz. Mit der Untreue und Lieblosigkeit der Mutter ist ihm die Treue selbst untreu, die Liebe selbst lieblos geworden, die Welt und Alles, was sie in sich birgt, ist in ihr wüstes Chaos zurückgekehrt. Hamlet spricht seinen ersten Monolog. Es ist ein Augenblick, wie der, da Faust alle Güter und Werthe des Lebens verflucht hat und der unsichtbare Geisterchor sich vernehmen läßt:

Weh, weh!
Du hast sie zerstört
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust.
Sie stürzt, sie zerfällt!

In wüthender Verzweiflung denkt er nur an die Vernichtung seiner selbst: Selbstmordgedanken fluthen durch seine Seele. Aber — so drängt sich uns hier eine Frage auf — halten ihn keine Gegengewichte mehr aufrecht? Lebt nicht Ophelia noch und Horatio?

Mit wundervollem Feinsinn hat Shakespeare in der Ophelia ein Motiv in die Handlung eingeflochten, das die grausige Tragödie oft zur weichsten Elegie herabmildert. Hier in den Worten dieses ätherischen Wesens klingt der Sturm, der über Alles hereinbricht, was sich mit Hamlet's Schicksal berührt, in klagenden Tönen, wie durch eine Aeolsharfe aus. Daß die zarten Saiten am Ende zerbrechen — wen kann dies Wunder nehmen? Die Liebe zu einem nicht ebenbürtigen Mädchen — auch dieser Zug stimmt ganz zu dem vorurtheilsfreien, jedes Ceremoniell und jede Konvention durchbrechenden Genius des Helden. Aber eine Schranke anderer Art hat die Natur zwischen den Liebenden aufgerichtet, an der sich die Lebenswege der Beiden auf immer scheiden. Ophelia hat, wie jene Undinen, die Geschöpfe des Elements, «wofür sie geboren und be-

gabt» erscheint, keinen Willen. Ihre Weisungen und Winke erhält sie aus der Hand des Vaters, der ihr das Leben geschenkt. Mit seinem Tode stirbt auch ihre Seele dahin. So fügt sie sich widerstandslos in das Gebot der Absage. Für Hamlet aber, der den Fall der eigenen Mutter gesehen, geht auch dieser Bruch in der allgemeinen Treulosigkeit des Weibes unter. Seine erstarrte Seele, seinen nur sich selbst setzenden Geist berührt die Liebe nicht mehr. Auf sein Thun übt Ophelia fürderhin keinen Einfluß. Er geht, ohne ihrer noch zu achten, seinen verhängnißvollen Gang — für ihn stehn andere Dinge auf dem Spiel. Schon Opheliens Absage hat der Dichter hinter die Scene verlegt; ihren Wahnsinn schaut Hamlet nicht, und ihren Tod erfährt er zufällig, wie ein müßiger Besucher des Kirchhofs. Man beachte dagegen — um Hamlet's Alleinstehn zu ermessen — welch' inneren Antheil Shakespeare anderen Frauen am Schicksal seiner Helden vergönnt. Brutus weiß sich stets im Einklang mit seiner Portia. Mit ihr erst schwinden seine letzten Hoffnungen dahin und es bezeichnet seinen inneren Tod, wenn ihn der Dichter — unvergleichlich schön — die kurzen Worte zu Cassius sagen läßt: «Portia starb». Selbst der grausige Macbeth verweilt bei der Nachricht, die entsetzliche Königin sei todt, in sinnenden Gedanken und spricht ergriffen: «Sie konnte später sterben. Es war noch Zeit genug für solch' ein Wort». Hamlet aber fragt, da er inne wird, es handle sich um Ophelias Leichenbegängniß, erstaunt bloß: «Was? die schöne Ophelia?» Auch da, wo sie noch zusammentreffen und mit einander reden, in der Gallerie des Schlosses und vor dem Beginn des Schauspiels, verstehen sie sich nicht mehr, dort wird ihre stumm flehende Geberde mißachtet und Hamlet's Rede erklingt ihr «mißtönend wie verstimmte Glocken», hier sitzen Beide — den Tod im Herzen — wie zwei sich fremde und gleichgültige Zuschauer unter den Schranzen der dänischen Majestäten, in höfischen Wendungen sich ergehend über das Spiel, womit Hamlet doch sein und ihr letztes Glück verscherzt. Ganz im Unbewußten vollzieht sich dieses Dasein der lieblichen «Maienrose». Ihr junges, keusches Leben wird nur im Wahnsinn vom Häßlichen dieser Welt berührt, um alsbald in sanften Melodien ausklingend, in ihrem reinen Elemente unterzutauchen. So zieht Ophelia wie ein flüchtiger Traum durch die Tragödie.

Eine andere Saite dagegen hat der Dichter mit Horatio angeschlagen. Eine Gestalt wie der treue Kent im König Lear, in deren Ebenmaß, wie in einem ruhig glänzenden Spiegel, das abnorme

Wesen seines Herrn widerscheint. Mit festerer Hand hat Shakespeare keine Figur gezeichnet als diesen «alten Römer» im besten Kleide des besonnenen, kernhaften Albion! Sicherlich hat er ihm ein gutes Theil seiner eigenen, gefesteten Seele mitgegeben — er ist «ein Stück von ihm» selbst. Ein Mann, dem man stets Fleisch und Blut wünschen möchte, um ihm einmal die Hand zu drücken und ihn als Freund «zu hegen in des Herzens Herzen». In seiner Nähe und Gegenwart allein sehen wir etwas von dem früheren, normalen Hamlet. Bei ihrer ersten Begrüßung — wie ernst, knapp, bieder, einfach klingen Horatio's Worte in den Hohn und Spott des Königsohnes; wie bald bringt diesen die würdige Ruhe des Freundes zur Sache! Wie bescheiden lehnt er das Lob Hamlet's ab und doch wie männlich fest steht er für den Erfolg des Dienstes ein, den Hamlet mit der Ueberwachung des Königs von ihm fordert! Wie treffend berichtigt er in der Kirchhofscene die ausschweifenden Gedanken des Prinzen über die Vergänglichkeit des Irdischen! Kein Anderer als Horatio hätte Hamlet, als er von der tödtlichen Ueberlistung seiner Jugendgefährten sprach, mit jenem leisen, aber um nichts weniger deutlichen Vorwurf begegnen dürfen:

Und drauf geh'n Rosenkranz und Güldenstern.

Welche Liebe und Besorgniß um den Freund spricht sich in fast jedem seiner wenigen Worte aus! Wie bangt es ihm, als Hamlet dem Geiste folgt, wie dringend stellt er dem Prinzen dessen gefährliche Lage nach der Rückkehr von der Seefahrt vor Augen, wie mahnt er, Unheil ahnend vom Zweikampfe ab! Entschlossen dann, mit Hamlet gemeinsam zu sterben, hält ihn nur dessen flehentliche Bitte in dieser herben Welt zurück; er bleibt, um dem stummen Freunde den letzten Dienst zu thun. Wie aber verhält sich Hamlet zu diesem Treusten aller Getreuen? Welch' thätige Theilnahme an seinem Geschicke gestattet er ihm? Gewiß ist die Empfindung für diese Freundschaft das einzige tiefere Gefühl, das Hamlet bis zu seinem Ende verbleibt; aber einen bestimmenden Einfluß auf sein Thun gewinnt es nie und nimmer. Von dem Geheimnisse des Geistes schließt Hamlet den Freund geflissentlich aus; ja er bindet ihm durch den verhängnißvollen Schwur, den die Getreuen in richtiger Ahnung des Kommenden weigern wollen, die Hände. So wandelt Horatio wie ein Geknebelter neben ihm her und ist nur auf seine eigenen Vermuthungen angewiesen. In hohem Grade bezeichnend für den Antheil, den der Prinz dem Gefährten einräumt, und für Hamlet's überreizte Auffassung ihres Verhältnisses ist es, daß er jener großen

Apostrophe an die Freundschaft bedürfen zu müssen wähnt, um Horatio für den kleinen — Polizeidienst während des Schauspiels zu gewinnen. Nur leise hat er zuvor den Schleier seines Geheimnisses gelüftet und so kann ihn der Freund weder vor dem Gefährlichen seines Thuns warnen, noch ihn mehr retten. Hamlet zieht gen England. In der verhängnißvollsten Zeit — von jenem Abend nach der Beendigung des Schauspiels an bis zu seiner Rückkehr — läßt er den Freund gänzlich von seiner Seite, und erst als es lange, lange zu spät ist, kettet er ihn wieder, und nunmehr unlöslich, an sich und entdeckt sich ihm ganz und gar.

So steht Hamlet durch die Schuld des Schicksals und die eigene allein. Sich selbst überlassen geht er unaufhaltsam seinem Sturze entgegen. Auf Helsingör's Terasse erhält er den letzten, schrecklichsten Stoß: er erfährt des Vaters Mord und — das Rachegebot. Ein Schlag und Antrieb zugleich. Was wird er thun? Wird er es vermögen, den Weg zur Welt zurückzufinden, den ihm der Geist zeigt, die Brücke zu ihr wiederherzustellen, die er vorher zerstört, seine Wurzeln wieder fest mit der Erde zu verbinden, die der Mutter Verrath gelockert? Einen Augenblick scheint es so, als er in den Geist dringt:

> Eil', ihn zu melden: daß ich auf Schwingen, rasch
> Wie Andacht und des Liebenden Gedanken
> Zur Rache stürmen mag.

Ja, wie Andacht und des Liebenden Gedanken — aber die Gluth solcher Gefühle ist schon im letzten Erlöschen. Nur ein Aufflackern ist es, um dann gänzlich zu erstarren. Wir fühlen es: in jener eisigen Nacht ist es wie Reif auf die letzten Blüthen seines Herzens gefallen. Kein Aufleben mehr möglich. Eine leere Stätte haben des Geistes mahnende Worte gefunden, sie «befruchten» Hamlet's Herz nicht mehr. Nachdem das Gespenst verschwunden, entringt sich Hamlets Lippen keine Klage mehr, wie nach dem Fall der Mutter, nein, ein fürchterlicher Fluch: *o cursed spite!* Wäre er, wie Lear, der Greis, an dem die Kinder gefrevelt, was an Hamlet Mutter und Schicksal, ihn müßte nun der Wahnsinn anfallen; — aber dieser jugendkühne Geist hält sich trotzig an sich selbst. Freilich, hart streift er am Irrsinn hin. Zuerst, nachdem die nächtliche Erscheinung verschwunden, spricht er wirblichte Worte; dann nach Opheliens Absage erscheint er verstört ~~in ihrem Zimmer; mit~~ irren Reden drängt er sie zur Weltflucht; wie ein Unsinniger hüpft und lacht er nach dem Schauspiel und fühlt nachher, wie im Fieber «die wahre

Spükezeit der Nacht» und «möchte heißes Blut trinken»; auch über sein Gespräch mit der Mutter, vor und nach Polonius' Tode, huscht es wie Wahn und Verblendung: er räth ihr das Gegentheil von dem zu thun, was er ihr gerathen! — Sein Geist ist getrennt von seinem Gefühle, das Band zwischen Kopf und Herzen ist zerschnitten; was des Menschen Sinn nährt und wärmt, ihm Halt und Kraft giebt, es versagt seinen Dienst. Alles, was in ihm einst lebendig war und unvermittelt hervortrat, kann er sich jetzt nur in gewaltsamer Erinnerung vergegenwärtigen. Vor dem sinnlichen Auge muß er das sehen, was in seinem Herzen stehn sollte. Er braucht, um sich aufzurütteln, zuerst seine Schreibtafel, dann des Schauspielers thränenvolle Rede vom «rauhen Pyrrhus» und zuletzt des Fortinbras feuriges Beispiel. So steht er, ähnlich dem entthronten und verwaisten Lear, und sucht und sucht nach seiner ehemaligen Gefolgschaft, aber nicht wie dieser nach seinen Geschöpfen jammernd, nein, nach seinem eigenen Herzblute. Er verlangt nach seiner eigenen Leidenschaft. (Das klang ehedem paradox, aber nun bestätigt es diese Tragödie!). Das Verlorene aber findet er nicht mehr und so hüllt er sich schaudernd vor Frost in das Gewand, das ihm noch geblieben und das doch seine Blöße nicht decken kann: es ist sein Geist.

Wie Grabeskälte geht es nun von dem Erstarrten aus und empfängt es die feindliche Menschheit, die sich ihm nähert. Eine schneidende Ironie verkündet Jedermann den Friedlosen. So spricht nur ein unversöhntes, starres Denken, das sich der Welt und dem eigenen todten Herzen gegenüber betont, wie Hamlet mit dem Könige und dessen Werkzeugen, mit der Mutter und mit sich selbst. Am schneidendsten ist sein Hohn nach der Enthüllung des Geistes, wo er die neue Erfahrung, die er gemacht und die mit seines Vaters Herzblute besiegelt ist:

> Daß einer lächeln kann und immer lächeln
> Und doch ein Schurke sein —

in seine Tafel schreibt. In dem «Buche des Gehirns» — wohlgemerkt! nicht in seinem Herzen — soll einzig und allein das Rachegebot, hier aber der Name des Schurken stehn. Und doch ist das Eine mit dem Andern nothwendig und untrennbar verbunden. Die Selbstironie in ihren ergreifendsten Tönen!

Zwei Schritte, die Hamlet, wie er glaubt, zur Erreichung seines Zweckes und zur Erfüllung der ihm vom Schicksal gestellten Aufgabe unternimmt, und die beide anscheinend einem plötzlichen Impulse entsprungen, jedoch tief in seinem Wesen begründet sind,

zeigen den traurigen Verfall seines Geistes: die Verstellung, das «wunderliche Wesen», das er annimmt, um den König über sein Vorhaben zu täuschen, und das Schauspiel, das er aufführen läßt, um seinen Feind «bis in's Leben» zu prüfen. Soweit ist es mit ihm schon gekommen. In einer ungeheuren Täuschung über den Erfolg dieser Mittel geht der sonst so Scharfblickende an sein verderbliches Werk. Er sucht den Weg der List, die Maske, und benützt die Kunst, der er sonst eine so hohe, objektive Aufgabe zugewiesen, für seine höchst subjektiven Zwecke. Und doch ist das Eine und das Andere nur die Kehrseite seiner wahrhaftigen Natur; zur passiven Verstellung fühlt sich Hamlet unfähig und das Gebot des Geistes allein erscheint dem allzu Gewissenhaften ein Boden, ein Grund, der nicht sicher genug ist.

Sonst aber versinkt das Ziel, wodurch ihn das Schicksal in einer großen Aufgabe über sich selbst hinaus führen wollte, völlig vor seinen Augen. Ohne jedes äußere Motiv und ohne die sichere Probe, die das eigene Gefühl verleiht, treibt Hamlet's Geist plan- und steuerlos auf der weiten See des Irrthums dahin. In leisen Symptomen hatte sich schon ehedem das Leiden gezeigt, das nun in rascheren Schritten sein Wesen verändert und untergräbt: es ist der Zweifel, die Leidenschaft des Geistes. Und alle Phasen des Zweifels durchläuft er. Er hatte an der Menschheit gezweifelt und an der Natur. Selbstmordgedanken erfüllten ihn, wenn er das Treiben dieser Welt betrachtete und sich selber. Aber um wieviel tiefer mußte er schon erschüttert sein, wie sehr hatte schon der Zweifel die Grundlagen seines Wesens zerstört, wenn wir vergleichen, welche Gründe ihn bei seinem ersten Selbstgespräche vom Selbstmorde zurückschrecken und jene, die er im berühmten Monolog «Sein oder Nichtsein» hervorstößt: dort ein dogmatischer Glaube — «oder hätte nicht der Ewige sein Gebot gerichtet gegen Selbstmord»; hier ein skeptisch philosophisches Abwägen des Für und Wider! Und nun zweifelt er selbst am Geiste des Vaters. Weit weg wirft er die Erscheinung, die ihm zuvor in so edler Bildung erschienen; vergessen ist sein andächtiges und liebendes Versprechen, des armen Geistes zu gedenken. Er will nicht nur Henker und blindes Werkzeug, er will Richter sein! Das Schicksal selbst soll auf die Wahrheit seiner Offenbarung geprüft werden. Eine Verblendung und Vermessenheit, die keine andere Macht mehr anerkennt als das eigne Ich. Während des Schauspiels erfüllt ihn dämonisches Vorgefühl des Sieges, wahnwitzig feiert er dann seinen eigenen Triumph. In diesem Taumel ist er zu

jeder That unfähig; ihn beherrscht ganz und gar die berauschende Empfindung: Ich habe Recht behalten! «Wetten» will er nun wieder — der Uebermüthige! — auf die Worte des Geistes! Dann das überhitzte Kraftgefühl in der Nacht. Und nun das Ueberraschen des betenden Königs, ein Augenblick, der erste und letzte, den ihm die Gottheit selbst zur Erfüllung ihres Gebotes zu gewähren scheint! Was thut er? Nichts, — er steckt das gezückte Schwert in die Scheide. Und warum? Er zweifelt. Und woran?

Er ist im Beten.
Jetzt will ich's thun — und so geht er gen Himmel:
Und so bin ich gerächt?

Es ist als ob Shakespeare ein ewiges Bild der Perversität selbst geben wollte. Hier der Mörder, der sich zum Beten anschickt, jedoch selbst sein Gebet für unsinnig hält, es vom Ewigen verworfen weiß — dort der nach göttlichem und menschlichem Rechte berufene Rächer, der das Gebet des Mörders heilsam wähnt. Anstatt sich zu sagen mit der Gewißheit einer wahrhaft gläubigen und festen Seele: Kein Mörder kann vom bloßen Gebet eine Heilswirkung erfahren, und — mit dem Schwerte zuzustoßen, giebt er den siechen Tagen des Frevlers die Frist, die ihm selbst zum Verderben wird. Muß uns nicht dünken, als ob der Mörder hier der Erleuchtete, Hamlet aber der Gottverlassene sei? «Und so bin ich gerächt (*And so am I reveng'd*)?» ruft es in ihm. Von seiner Rache spricht er nur noch. Jedes Gefühl von Verantwortung, von Verpflichtung, von Gebundensein ist verflogen. Aber tiefer noch muß Hamlet sinken. Von allen guten Geistern verlassen, tobt er — dem Gebote des Vaters zuwider und seinem eigenen Gelöbniß untreu — gegen die hilflose Mutter. Und jetzt wird das Maß seiner Leiden voll. Mit dem Harfner Goethe's darf er die himmlischen Mächte anklagen:

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden.

Hamlet wird schuldig: Polonius fällt statt des Königs. Hier ist die große Wende der Tragödie. Wie ihr ganzer Verlauf nur den letzten fieberhaften Aufschwung einer schon gebrochenen Natur darstellt, so zeigt sich Hamlet's Fall am tiefsten, seine Schwäche am größten in dem Augenblicke, da er sich im Besitze der höchsten Kraft wähnt und endlich seinen Degen gebraucht. Mit stillem Vorwurf warnt der beleidigte Geist. Nun erst verfliegt der Fieberrausch. Eine plötzliche Ernüchterung kommt über Hamlet. An der Leiche des Polonius bekennt er vernichtet:

Der Himmel hat gewollt,
Um mich durch den und den durch mich zu strafen,
Daß ich ihm Geißel muß und Diener sein.

Sein eigner Fall tritt ihm in's Bewußtsein. Er weiß, daß er sein Schicksal aus der Hand gegeben hat. Seine bessere Natur ist mit seiner Widerstandskraft dahin. Willenlos fügt er sich in die Todesreise. «Zur Schurkerei» sollen ihn Rosenkranz und Güldenstern gleich Herolden geleiten. Noch einmal flackert es wie Erinnerung an frühere Kraft und Herrlichkeit in ihm auf, als er sich Fortinbras' kühnen Polenzug vor Augen führt — das Moment der letzten Spannung. Aber in dieser müden Seele wohnt kein Wille mehr. Nur eine Velleität ist es, da er sich anzufeuern meint: «Von nun an trachtet nach Blut, Gedanken, oder seid verachtet!» Sie sind schon verachtet, schon längst. — Wie bezeichnend für das bloß vegetirende Dasein, das er von nun an führt, wenn er in dem gleichen Monologe wiederholt von der «viehischen» Natur des Menschen spricht! Seine dunkeln Instinkte, die ein hoher Sinn, ein glänzender Geist bisher darniedergehalten, regen sich mehr und mehr; das «Gefährliche» in ihm, sein Temperament, erwacht. Ja, in ihr Gegentheil ist seine edle Natur umgeschlagen. Er, der Freimüthige, Gewissenhafte überliefert schadenfroh und gewissenlos seine Jugendgefährten dem Tode. In trostlosem Materialismus bewegen sich seine Betrachtungen auf dem Friedhofe. Keine Rede mehr von dem Aufschwung der Seele, von der er einstmals sagte:

Und meine Seele, kann es der was thun,
Die ein unsterblich Ding ist? —

Zu hohler Prahlerei reißen ihn, am Grabe seiner Ophelia, die prunkenden Worte des Laertes hin. Wie Hohn und Spott auf seine Mission, die er versäumt, klingt es, wenn er mechanisch das Sündenregister seines Oheims dem bedächtig ernsten Horatio aufzählt:

Was dünkt dich, liegt mir's jetzo nah genug?
Der meinen Vater umbracht', meine Mutter
Zur Hure machte; zwischen die Erwählung
Und meine Hoffnungen sich eingedrängt;
Die Angel warf nach meinem eignen Leben
Mit solcher Hinterlist: ist's nicht vollkommen billig,
Mit diesem Arme dem den Lohn zu geben?

Das ist selbst jener Hamlet nicht mehr, der vor Ophelia stand, und den sie mit dem feurigen, hochgemuthen Helden ihrer glücklichen Tage verglich:

Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,
Das Merkziel der Betrachter.

Es ist nur mehr «der Schatten eines Schattens». In stumpfer, fatalistischer Ergebenheit erwartet er das Kommende: «In Bereitschaftsein ist Alles». Und klein und schmählich ist sein Ausgang. In lächerlichem Zweikampfe endet dieses hoffnungsreiche Leben. Kein großes Werk preist seinen Namen; ja, Grauen selbst und Mißachtung knüpfte sich daran, wenn nicht Horatio, sein Freund und Apostel, des Amtes waltete, Hamlet und seine Sache der unbefriedigten Nachwelt zu erklären.

So erfüllt Hamlet sein Schicksal. In befreundeter Gestalt aus seinen Ahnungen und Wünschen emporsteigend, zeigte es ihm nur das Ziel; den Weg dahin sollte er selber finden:

Nur der Gedank' ist unser, nicht das Ziel.

Seine bessere Natur hätte es erreichen können. Nun, da diese sich verzehrt, mußte sein schlechteres Theil, seine niederen Triebe, das Mittel abgeben, wodurch das Schicksal seine Forderung einlöste. Ohne ihn konnte es nicht geschehen; er ist nun einmal der Schicksalsmann. Hätte sich Hamlet's Geist unterworfen, so hätte er sein sterblich Theil gerettet. Aber dazu hätte er ein Anderer sein müssen: so thut er es nicht und er verliert sein Irdisches. Aber nur dieses; seine Seele ist gerettet. Und nicht erst durch Horatio's Amt. Auch wird sie nicht, wie Faust's Unsterbliches, in christlich sinnlicher Apotheose gen Himmel getragen: sie schwebt stets über all' seinem menschlichen Irren, über jeder irdischen Schuld in der zweifellosen Lauterkeit seiner Absichten unsichtbar über dem, was der Dichter unseren Sinnen vorführt.

Wie in allen Tragödien zeigt uns Shakespeare auch hier einen seelisch Kranken; aber einen anderer Art, als die Helden, die wie Othello, Lear oder Macbeth an einem vereinzelten Leiden, an einer Leidenschaft des Gefühles, des Wünschens sich verzehren. Hamlet dringt nicht auf das, was in irgend einer Form, sei es Weib, Thron oder Beides, als Besitz uns schmeichelt. Er will nur sein Eigenstes im Sturme des Daseins behaupten; er kämpft um seinen Geist: so krankt er am Leben selbst. Und darum stellt der Dichter ihm nicht eine Idealgestalt — wie dem dritten Richard den Gottesstreiter Richmond oder dem blutigen Macbeth den sündenreinen Malcolm — als Träger der Zukunft gegenüber: es ist der stets wache und rührige

Mann des Augenblicks und der That, Fortinbras. In weiten Kreisen umzieht er zuerst, wie ein Adler, beutefroh die dänischen Lande; enger und enger werden seine Bahnen, bis er auf das schon am Boden liegende Opfer niederstößt. Aber wenn er hoffnungsfreudig keine allzu schlimme Erbschaft antritt, so ist dies Hamlet's Werk und Verdienst. Von seinem Dämon getrieben hält er seine Mitwelt, die in dumpfer, träger Sinnenlust dahinlebt, wach. In ihm tritt noch einmal das lebendige Gewissen eines verkommenden Staates auf, er allein rettet in Leben und Sterben sein Land vor jenem «Ungeheuer Gewohnheit», das Alles in erstarrendem Tode zu verschlingen droht.

Und im Anblick seiner Tragödie theilt sich uns mit unwiderstehlicher Gewalt der Gedanke mit, der sie und die Zeit ihres Dichters erfüllt: die Nothwendigkeit einer ungeheuren Reformation. Unser ganzes Wesen wird aufgerüttelt und erneuert, wenn wir das Loos Hamlet's miterleben; zu Furcht und Grauen zwingt uns das Schicksal, mit dem er einsam und vergeblich ringt und das ihn — wie den Kämpfer von Wittenberg — die gänzliche Unfreiheit des menschlichen Willens eingestehn heißt; ein tiefes Mitleid aber ergreift uns, wenn wir den edlen Hamlet zu einem jener Verächter werden sehen,

Dem Balsam zu Gift ward,
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank.